

Stefan Andres: Die Hochzeit der Feinde

Einen Tag später, nachdem sie dieses Telegramm abgeschickt hatte, machte sie einen ihrer Spaziergänge nach Sankt Mattheis in die uralte Kathedrale. Nach einer mehr zufällig begonnenen und allmählich liebgewonnenen Gewohnheit pflegte sie in dieser Kirche zu sitzen, und zwar in einer Seitenkapelle vor dem Bilde einer Muttergottes, an welcher Byzanz, Spanien und Frankreich nacheinander gearbeitet zu haben schienen: so kostbar, vornehm und grazil wirkte die mädchenhafte Frau ohne Kind in diesem Bilde, die Augen züchtig niedergeschlagen, das längliche Gesicht von einem blauen, mit Perlen verzierten Schleier eng umschlungen und die knapp und streng umhüllte Brust mit gemaltem Seidenbrokat bedeckt. Nur Babette, die dieses Bild kannte und Luise davon erzählt hatte, wusste, wohin das Mädchen spazieren ging, wenn Luise sagte: „Ich lauf mal nach Sankt Mattheis“, oder: „Ich gehe mal zu meiner Freundin, Babette!“ Luise saß dort in der abgelegenen Kapelle oft eine ganze Stunde lang.



Mattheiser Madonna

Die Kerzen und die Ewige Lampe und auch die alten Frauen, die mit dem Rosenkranz rüchelnd wie Kleiderhaufen vor dem Bild knieten, konnten Luises vertrauliche und sozusagen außerkirchliche Einstellung zu diesem Bilde nicht ändern.

Sie hatte etwa ein Stückchen Schokolade im Munde, wenn sie so im Kerzendämmer dahockte, beguckte sich zwischendurch die Beterinnen oder das Schattenspiel, das von der Lampe und den Kerzen ausging. Manchmal auch starrte sie in das Innere ihrer langen Hände. Und dann nickte sie plötzlich, richtete ihren Blick auf das Gesicht der fremdartigen und kindlich vornehmen Frau, ohne dabei etwas anderes zu denken und zu empfinden als etwa: „Schön, dass ich heute gekommen bin, dass man sich mal wieder sieht. Wie sind Sie immer so gleichbleibend ruhig und glücklich, Frau Maria. Hier bei Ihnen ist alles so schön gleichmäßig temperiert. Nichts Lautes, Erregtes, nichts Albernes – für den Opferkasten können Sie ja nichts.“ So plauderte Luise, ohne dass sie die Lippen bewegte.

Es war ein Glück für Luise, dass die frommen Beterinnen nichts von ihrem Gespräch mit dem Bilde verstanden. Luise wäre im übrigen auch nicht darauf gekommen, was denn anderes sie dem Bilde hätte sagen sollen. Es war ein Besuch bei einer jungen, königlich schönen und sensiblen Frau. Sollte man da etwa mit seinen Sorgen anfangen? Oder mit den schlimmen Zeiten im allgemeinen? O nein, man wusste, was sich gehörte. Aber gar Intimitäten, also Herzenskummer vor diesen niedergeschlagenen, zuhörenden Augen auszupacken, das, so glaubte Luise damals noch, schicke sich nicht. Darüber sollte man überhaupt mit niemandem sprechen, am wenigsten mit einer so kindlich unschuldigen und so engelhaft entrückten Frau wie dieser. Freilich, ohne Worte, ein paar Gedanken lang an solche süßen Bitterkeiten zu denken, vor ihren Augen daran zu denken, während man ganz etwas anderes sagt, das wärmte und löste und ließ den Atem ruhiger und von viel tiefer herkommen.

„Ave Maria“, flüsterte sie, sich erhebend zum Gruß, ehe sie ging: „Maienkönigin!“